

DER ZWÖLFURSTEIN



80 SAGEN AUS DER SCHWEIZ
PRONG PRESS

DER ZWÖLFUHRSTEIN

-

ROLF BÄCHI

Impressum

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 2019: PRONG PRESS,

8424 Embrach ZH

Text: Rolf Bächli

Illustrationen: Meret Bächli

Korrektur: PRONG PRESS

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Layout: Meret Bächli, Embrach

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-20-6

1. Auflage 2019

1 DIE BRENNENDEN MÄNNER

[Klingnau + Villmergen / Kanton Aargau]

Will man von Klingnau aus über die Aare, so nimmt man heute den kleinen Umweg nach Döttingen und kann dort bequem die sichere Brücke über den Fluss benützen. Früher jedoch war das anders, da fuhr man meistens von der Machnau per Boot hinüber ins Kirchspieler Feld. Damals hatten sich zwei Fährleute aus diesem Grund eine Hütte ans Ufer gebaut, um gegen alle Unbillen des Wetters geschützt zu sein.

An einem Weihnachtsabend sassen die beiden plaudernd in ihrem Häuschen. Draussen tobte ein wilder Sturm, der Schnee und Regen gegen das kleine Fenster ihrer Hütte peitschte. Es mochte gut eine Stunde nach dem Abendessen sein, als jemand heftig an die Türe klopfte. Die Fährleute öffneten und erschrakten beinahe zu Tode, denn draussen im Regen stand ein brennender Mann, der verlangte, man solle ihn unverzüglich über die Aare hinüber setzen. Der Mann war recht gross, bestand eigentlich nur aus einem Knochengerippe und aus seinen Brust- und Augenhöhlen schlugen helle Flammen, die gefährlich in der feucht-kalten Dezemberluft knisterten. Ein solcher Fahrgast verhies nichts Gutes, doch den Fährleuten war klar, dass sie am Heiligen Abend selbst einem bösen Geist nichts abschlagen durften. Von ihren Vorfahren wussten sie, dass diese sonst wieder dem Ort ihres Verbrechens zulaufen.

Wortlos warf der ältere der beiden seinem Kameraden ermutigende Blicke zu, zog sich seinen dicken Wintermantel über und stülpte den Kragen hoch. Der Brennende war schon in den Kahn gestiegen, die Fährleute folgten ihm, packten ihr Werkzeug und ruderten schweigend über die Aare. Obwohl ein heftiger Gegenwind blies, kamen sie erstaunlich schnell vorwärts, so dass sie gar keine Zeit hatten, darüber nachzudenken, ob ihnen der feurige Passagier wohl Löcher ins Schiff brennen würde. Als sie mitten auf dem Fluss waren, strahlte der unheimliche Geselle eine derart starke Hitze aus, dass sie ins Schwitzen kamen und ihnen der

Schweiss unter ihren Pelzmützen hervor tropfte. Beide waren froh, als sie ihren Weidling auf den Kies am anderen Ufer steuern konnten und verspürten eine riesige Erleichterung, als der Brennende wieder auf festem Boden stand. Sie hatten sich schon ins Boot gesetzt und wollten gerade zurück rudern, als der Mann rief: „Wir sind alle drei verloren, wenn ihr nicht genau zur neunten Stunde wieder hier seid, um mich zurück zu nehmen.“ Dann verschwand die Erscheinung im nahen Hardwald.

Die beiden Fährleute zitterten vor Furcht, aber was sollten sie machen? Sie hatten keine Wahl und so fanden sie sich genau Punkt neun Uhr drüben am Steg ein und warteten. Noch ehe sie es sich versehen hatten, da stand der Brennende – oh Schreck, oh Graus – bereits im Schiff und keiner wusste woher und wie er dorthin gekommen war. So schnell wie möglich steuerten sie ihren Weidling übers Wasser. Auf der Machnauer Seite angelangt, dankte ihnen der Brennende höflich und bot ihnen die Hand zum Abschied. Der unmittelbar neben ihm stehende, jüngere der beiden wagte es aus Angst nicht, ihm die seinige zu reichen. Der ältere, der hinten im Nachen stand, tat so, als ob er beide Hände am Ruder brauche und sie ihm deshalb nicht geben könne. Doch das Gespenst packte einfach seine Rechte und im Nu war sie bis zum Handgelenk hinunter rot glühend. Blitzschnell tauchte sie der Fährmann ins Wasser, um den Schmerz zu lindern und sie abzukühlen. Da war der seltsame Passagier schon ausgestiegen und flackerte hölzern dem öden Grizimoos zu, so dass die Funken nach allen Seiten stoben. Jene Ruderstange, die der Ältere bei dem Vorfall in der Hand gehalten hatte, brauchten sie fortan nicht mehr, sondern bewahrten sie als Andenken an jenen unvergesslichen Weihnachtsabend auf, denn die fünf Finger des Feuermannes waren darin ganz deutlich eingebrannt.

Für welche Vergehen diese Brennenden büßen müssen, erzählt eine andere Geschichte. Der Volksmund nannte solch Unglückliche früher auch Hexenfackeln oder Strohwellen. Nach uraltem Glauben handelt es sich bei ihnen um tote Wucherer oder verstorbene Marksteinfrevler, denen

der Teufel die Haut abzieht, sie dann mit Stroh ausstopft, sie so ins Fegefeuer wirft und die er dann als brennende Irrwische davon fliegen lässt. In der Nähe von Villmergen im Freiamt trug sich Folgendes zu: Junge Ziegenhirten, sog. Weidbuben, hüteten einmal ihre Herde unmittelbar neben einem kleinen Wäldchen. Um sich zu verweilen, spielten und schnitzten sie mit ihren Messern bis am späten Abend und wurden von der Dämmerung überrascht. Als sie merkten, dass es schon eindunkelte, sprangen sie erschrocken auf und trieben ihre Geissen zusammen. Plötzlich flackerten vor ihnen lodernde Flammen auf und beim grossen Grenzstein ihrer Wiese stiessen sie auf einen brennenden Mann. Von Todesangst erfasst, liefen sie alle davon. Nur der Kleinste von ihnen hatte keine Angst, sondern rief den anderen hinterher: „Halt, wartet doch! Das ist doch mein lieber Götti!“ Die Kameraden aber wollten nichts davon hören und rissen ihn auf ihrer Flucht ins Dorf einfach mit sich.

Daheim erzählte der Kleine den Eltern voller Freude, er habe draussen auf den Matten seinen lieben Götti angetroffen. Vater und Mutter kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus, schauten sich an und wollten nun vom Buben wissen, wie denn der Pate ausgesehen habe, denn sein Götti war vor kurzem verstorben. Der Knabe beschrieb mit sanfter Stimme die Gestalt des Brennenden sehr genau: Dieser habe ein feuriges Gerippe gehabt, alles sei in Flammen gestanden, nur der Kopf sei dunkel geblieben und daran habe er den Onkel auch erkannt. Der Götti des Buben musste also als Geist umher ‚wandeln‘, weil er zu Lebzeiten im Geheimen böswillig einen Grenzstein verrückt hatte. Nun sann man in der Familie darüber nach, wie man ihm zur letzten Ruhe verhelfen könnte.

Am folgenden Abend wurde der Knabe voll beladen wieder auf jene Wiese geschickt: Man hatte ihm einen Rosenkranz und andere geweihte Dinge in einer Tasche umgehängt, ihm auch Hacke und Schaufel mitgegeben. Diese beiden Werkzeuge sollte er dem Götti stillschweigend in die Hände drücken – „ohne dabei ein einziges Wort zu sagen“, hatte man ihm mehrmals ausdrücklich eingeschärft. Denn man erwartete, dass sich der

Brennende am Markstein und am Boden zu schaffen machen würde. Als der Kleine frohgemut auf die Wiese hinauskam, ging sein Götti bereits als brennende Fackel um den Grenzstein zwischen der Waldwiese und dem Nachbarsgrundstück herum. Der schauerhafte Mann ergriff sofort die ihm angebotenen Geräte, grub damit tatsächlich den Stein aus, packte ihn mit seinen glosenden Händen, trug ihn etliche Meter weiter und setzte ihn dort an einer ganz anderen Stelle wieder ein.

Hui, wie ging das schnell, und schon war die Sache getan! Dann beugte sich der Brennende zum Knaben hinab, so dass die glühenden Rippen des Onkels, die Haare des Kleinen versengten, und fragte diesen: „Du bist doch mein Göttibub, gelt?“ Der Junge nickte und antwortete fröhlich: „Aber ja, Onkel, der bin ich.“ Nun sprach der feurige Mann freudig weiter: „Ich danke dir, mein lieber Neffe, denn nun bin ich erlöst; du aber wirst dafür bald zu den Engeln im Himmel kommen dürfen.“ Leider bewahrheitete sich diese schreckliche Prophezeiung, denn keine drei Tage später starb der kleine Junge wirklich.



2 DER BESTRAFTE GEIZHALS

[Lenzburg / Kanton Aargau]

Einst lebte in Lenzburg, im Kanton Aargau, ein reicher, aber überaus geiziger Mann. Er war ein Wucherer, der den armen Bauern, die ausserhalb des Städtchens in armseligen Hütten lebten, Geld lieh. Wenn sie dann die Zinsen nicht mehr zurückzahlen konnten, nahm er ihnen ohne das geringste Erbarmen ihr ganzes Hab und Gut weg. War er aber einmal gezwungen, für einen seiner Mitmenschen auch nur die kleinste Münze auszugeben, so verkrümmte sich ihm anlässlich einer solchen Verpflichtung beinahe die Hand, denn selbst der billigste Räppler reute ihn. Am liebsten sass er ganz allein in einer weit abgelegenen Kammer seines stattlichen Anwesens und zählte sein Geld, das er hinter dicken Mauern in mehreren eisernen Truhen aufbewahrte.

Eines Tages nun tauchte ein Fremder vor seinem Tor auf und bat um Einlass. Es war ein alter Bettler, der eine milde Gabe erheischte. Doch der Geizhals linste nur durch ein vergittertes Fensterlein an seiner Hauspforte und schrie den in Lumpen gehüllten Mann an, was ihm denn einfalle und was er hier überhaupt wolle. Der alte Bettler brachte seine Bitte höflich vor: „Verzeiht mein Erscheinen, gnädiger Herr, aber man sagte mir, Ihr hättet ein gutes Herz und würdet mir gerne eine kleine Gabe überlassen.“ Dann klagte er dem Geizhals sein Leid, es gehe ihm gar übel, er könne wegen eines Unfalles nicht mehr arbeiten, habe seit Tagen kein Stückchen Brot mehr gesehen, geschweige denn ein klein wenig Fleisch. „Gebt mir ein paar Batzen, gnädiger Herr, und Ihr werdet Gottes Segen sicher sein!“

Doch der Geizhals liess ihn gar nicht ausreden, sondern schrie durch das Fensterchen hindurch lauthals: „Wer dir gesagt hat, ich sei so blöd, einem wie dir mein Geld zu schenken, ist ein Narr, und der Teufel soll ihn holen! Du alter Faulpelz aber bist ein frecher Nichtsnutz! Es wäre ja noch

schöner, wenn ich deine Faulheit unterstützen würde! Scher dich hinweg, du Gauner, sonst lasse ich die Hunde auf dich hetzen!“ Die bitteren Tränen, die der Bettler nun vergoss, rührten den Geizkragen keineswegs, sein Herz war durch nichts zu erweichen und er machte bereits erste Anstalten, seine Drohung wahrzumachen und in die Tat umzusetzen. Der auf solch rüde Art abgewiesene Bettler schlich sich betrübt davon und verschwand um die nächste Hausecke.

In der nächsten Nacht bereitete der Geizhals, der vor lauter Geldgier nicht schlafen konnte, eine neue Truhe vor, die es wieder mit Münzen und Goldstücken zu füllen galt. Seine Wuchergeschäfte liefen vorzüglich, so dass er es kaum erwarten konnte, die neue Truhe in Betrieb zu nehmen. Wohlige Schauer liefen ihm den Rücken hinunter, als er mit beiden Händen versuchte, den Platz abzuschätzen, den sie bot, als auf einmal furchtbarer Lärm durch den sonst so stillen Raum schallte. Der Geizhals hatte sich von seinem Schrecken noch nicht erholt, als er wildes Gebell in seinen Ohren hörte, als ob ein Rudel Hunde durchs Haus stürmen würde. Und ehe es sich der Alte versah, sprang ein Furcht erregender Wolfshund direkt vor ihm auf den Boden und knurrte ihn mit feurigen Augen an: „Ich bin der Hund, den du auf den armen Bettler hetzen wolltest!“, schoss ihm die Worte aus flammendem Rachen entgegen. Und im selben Moment warfen die krallenbewehrten Vordertatzen des Wolfes den eisernen Deckel der Truhe zu, so dass beide Hände des Geizkragens eingeklemmt wurden. Dieser schrie vor Schreck und Schmerz auf, doch es half alles nichts: Seine Hände kamen nicht frei. Der Geizhals wusste nicht, wie ihm geschah, und was ihn mehr schmerzte: Die eingeklemmten Hände oder das, was er nun machtlos mit ansehen musste!

Der Wolfshund sprang wie toll durchs Zimmer und in jede der zahlreichen Kisten hinein, die der Geizhals zu seinem Vergnügen alle geöffnet hatte. Der Anblick des vielen Geldes, die blitzenden Taler und das glänzende Silber schienen das Tier zu beflügeln: Es scharrte mit seinen Hin-

terpfoten Münze um Münze aus den Truhen, dass sich ein wahrer Geldregen ins Zimmer hinein ergoss. Goldstücke prasselten gegen die Öffnung des Kamins, ein gewaltiges Brausen hob an, als ob draussen ein wilder Herbststurm über die Dächer fegen würde. Und wie von diesem reissenden Wind angesaugt, klingelten und klimperten die Münzen und Taler durchs Abzugsrohr des Kamins davon. Als kein einziger Rappen mehr in den leeren Truhen lag, hörte der Spuk mit einem Mal auf und der Wolfshund liess nochmals seine Stimme ertönen: „Denk an den Bettler, diesen Narren, der dir ein gutes Herz zugetraut hat und der von dir zum Teufel gewünscht wurde!“ Dann jagte das Tier durch den Kamin in die Nacht hinaus und dem verschwundenen Reichtum nach.

Als die Nachbarn den Geizhals am nächsten Tag entdeckten und aus seiner misslichen Lage befreiten, waren diesem beide Hände abgestorben. Sein ganzes restliches Leben lang konnte er damit kein Geld mehr zählen und wurde nun selber zu einem armen, kranken Bettler, der von Haus zu Haus ziehen und um milde Gaben bitten musste. Die armen Leute überall im Land aber erlebten eine Überraschung, als sie an diesem Morgen erwachten und sich den Schlaf aus den Augen rieben: Jeder von ihnen fand auf seinem Küchen- oder Nachttisch einen blitzenden Taler oder eine glänzende Goldmünze vor, die eine unsichtbare Hand heimlich dorthin gelegt hatte. Der alte Bettler, dieser seltsame Fremde, wurde seither nie wieder von jemandem in der Gegend gesehen. Einige munkelten, er sei der Teufel in Menschengestalt gewesen, andere meinten jedoch, es habe sich bei ihm um einen der Racheengel aus dem Fegefeuer gehandelt.

3 DIE KUH IM SCHWEDENLAGER

[Rheinfelden / Kanton Aargau]

Im Norden der eidgenössischen Grenze tobte schon seit Jahren der blutige Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten, den man wegen seiner Länge auch den Dreissigjährigen Krieg nennt. In Rheinfelden hatte bisher Ruhe und Frieden geherrscht, doch nun wurden die Bewohner des Städtchens von Entsetzen gepackt, denn ein schwedisches Heer rückte gegen den Rhein vor. „Gott schütze uns vor den unbarmherzigen Kriegern!“, jammerten die Frauen und drückten dabei ihre verstörten Kinder ans Herz. Die Männer aber standen totenbleich auf dem Marktplatz zusammen und beratschlagten, was man denn da tun könne. Da trat der alte, weise Bürgermeister von Rheinfelden zu ihnen und sprach: „Werte Bürger, verliert Euren Mut nicht! Haben wir etwa keine festen Wälle, weder Ringmauern, noch Tore? Sind denn unsere Ställe nicht immer noch voller Vieh und unsere Speicher bis an den Rand gefüllt? Damit vermögen wir doch jedem Feind zu trotzen und können uns gut verteidigen!“

Als die Bürger diese tapfere Rede vernahmen, wurden ihre Herzen von neuem Mut erfüllt. „Recht hat er, unser Bürgermeister! Schliessen wir uns fest zusammen und verteidigen wir uns!“, hörte man es von allen Seiten rufen. Und als darauf die Schweden tatsächlich vor der Stadt aufmarschierten und hochmütig Einlass verlangten, rief ihnen der Bürgermeister von der Zinne des höchsten Stadtturmes zu: „Niemals werden wir Euch freiwillig unsere Tore öffnen! Kehrt um und geht dorthin zurück, woher Ihr gekommen seid!“

Diese trotzigte Rede machte die Schweden wütend wie tolle Hunde. Ihr Hauptmann befahl seinen Offizieren und Soldaten: „Schliesst die Stadt ein! Grabt ihnen alle Quellen ab! Stellt sämtliche Kanonen auf und haltet Eure Brandpfeile bereit! Denen werden wir es zeigen!“ Und als all seine Befehle ausgeführt worden waren, kommandierte er laut: „Feuer!“ Da

donnerten die Kugeln der Geschütze an Ringmauern, Tore und Türme von Rheinfeldern, überall schwirrten brennende Pfeile umher und schon wurde die erste Bresche in die Stadtmauer gerissen. Hier entzündete sich ein Dach, dort fing ein Erker Feuer. Unzählige erschlagene Männer, Frauen und Kinder lagen in den Gassen, die Hunde heulten wie wild und all das wurde vom angstvollen Brüllen des Viehs übertönt.

Die Bürger aber liessen sich nicht entmutigen: Schossen die Schweden in die Stadt hinein, so feuerten sie von der Ringmauer hinunter ins Schwedenlager. Jede Bresche wurde sofort ausgebessert und jeder Brand flugs gelöscht. Einige Male drangen die Rheinfelder sogar nachts ins feindliche Lager, stifteten dort Unruhe und kehrten gar mit Beute in die Stadt zurück!

Doch die Schweden gaben ihre Belagerung nicht auf, sondern rotteteten sich vor den Stadttoren zusammen, so dass den Rheinfeldern allmählich die Lebensmittel ausgingen: Brot wurde immer knapper, Fleisch immer rarer, zuletzt gab es in der ganzen Stadt nur noch eine einzige Kuh! „Wir haben Hunger!“, riefen die Kinder weinend und bissen schluchzend in die Rindenstücke und harten Runkelrüben, die man ihnen als Nahrung vorsetzte. Die Mütter sahen krank und erschreckend mager aus, ja auch die Männer wurden immer kraftloser. Der Hunger drückte die Rheinfelder gar sehr und bald dachte jeder bei sich: „Wenn das noch lange so weitergeht, bleiben uns nur die Aufgabe vor dem Feind oder der Hungertod.“ Schon sprachen einige davon, die Kuh zu schlachten; sie sagten: „Essen wir uns doch noch einmal satt, dann können wir zwischen Kapitulation und Hungertod wählen.“

Schon schwang ein Metzger sein Schlachtbeil über der Kuh, da trat der Bürgermeister in den Kreis seiner Leute, packte den Metzger beim Arm und rief zornig: „Halt! Rührt diese Kuh um Gottes Willen nicht an! Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen: Statt dieses Tier hier zu schlach-

ten, treiben wir es lieber hinüber ins Schwedenlager, dann werden die Schweden denken, dass wir noch eine Menge Vorräte hätten. Wer weiss, vielleicht geben sie dann sogar ihre Belagerung auf!“ Da kam aber Leben in die Menge: Einige nickten und meinten, das sei eine äusserst kluge Kriegslist. Doch andere murrten und riefen: „Was für eine Dummheit!“ Aber auch dritte Stimmen ertönten und verlangten, dass über den Vorschlag des Bürgermeisters abgestimmt werden solle: „Dann sehen wir ja, was die Mehrheit beschliesst!“

Und wahrhaftig: Eine Mehrzahl der Rheinfelder stimmte für die Kriegslist! Der Bürgermeister atmete vor Erleichterung auf und befahl, die Kuh ordentlich zu striegeln und zu putzen. Zuletzt setzte man ihr einen Spinnrocken zwischen die Hörner, von dem ein Schriftband flatterte. Dieses verkündete: „Sowenig diese Kuh lernt spinnen, sowenig wird der Schwede Rheinfeldern gewinnen!“ Dann öffnete man das Stadttor, liess die Zugbrücke herunter und gab der Kuh einen Stoss. Da sah man sie schon brüllend ins Schwedenlager rennen.

Was machten die Schweden für Augen, als das grosse Tier einfach so durch ihre Lager hetzte! Von allen Seiten kamen die Soldaten herbei, um das Tier von vorne und von hinten zu bestaunen. Zuletzt aber sprachen sie mit finsterner Miene: „Wenn die Rheinfelder noch so fette Kühe haben, dann werden wir hier noch viele Tage und manche Woche aufgehalten! Dabei haben wir beinahe alles Pulver verschossen, auch zum Essen und Trinken ist fast nichts mehr da.“ Schliesslich begann das ganze Heer bedrohlich zu murren, dass dem schwedischen Hauptmann nichts anderes übrig blieb, als zum Abmarsch zu blasen: Die Reiterei, der Tross und das Fussvolk – sie alle zogen fluchend davon.

Unbeschreiblicher Jubel brach in der Stadt aus: „Der Schwede ist weg! Der Schwede ist weg!“, rief Gross und Klein, „Der Schwede ist weg! Der Schwede ist weg!“, tönte es durch alle Gassen. In der riesigen Freude tanz-

ten Männer, Frauen und Kinder auf dem Rathausplatz herum und lagen sich gegenseitig in den Armen. Dann wurden die Stadttore geöffnet und es dauerte nicht lange, dann kamen erste Karren in die Stadt gefahren – vollbeladen mit Getreide, Äpfeln, Fleisch und Käseleiben. Geschickt hatten sie die Bauern und die verbündeten Eidgenossen. Aller Mangel und alle Not in der Stadt fanden rasch ihr Ende. Und deshalb wird die Geschichte von der Kuh im Schwedenlager den Rheinfelder Kindern auch heute noch erzählt.

4 DER WETTERGEIST

[Wintersingen / Kanton Baselland]

Heutzutage wird uns das Wetter von den Meteorologen und ihren Berichten in Radio, Fernsehen und Zeitungen sowie dem Internet erklärt; früher jedoch sah man die gesamte Natur als beseelt an und schrieb sie überirdischen Mächten zu. So auch in der folgenden Sage:

Ein Mann aus Wintersingen im Baselland befand sich an einem schwülen Sommerabend auf dem Heimweg von Basel. Er war Bauer, aber auch Posamenter, stellte also Zierbänder, Borten, Quasten, überzogene Knöpfe und ähnliche Produkte her. Am Morgen war er zum Markt in die Stadt gefahren und hatte seinen Sack voller Seidenbänder, schön abgepackt in einem schmucken Kistchen, nach Basel gebracht und dort im Laden seinen Lohn empfangen. Danach hatte er etwas Warmes gegessen, auf dem Markt einige Kleinigkeiten für sich und seine Familie erstanden und war dann zufrieden nach Sissach gefahren. Von dort wollte er nach Gelterkinden wandern, denn auch da hatte er noch Geschäfte zu erledigen. Zu einem kühlen Humpen Bier fand er auch noch Zeit, schliesslich herrschte eine Affenhitze und die Luft war schwül, so dass jedermann ins Schwitzen kam. Der Bauer glaubte denn auch, er müsse nächstens ‚verlaufen‘! Als er nun einen Hügel hinan stieg, schnaufte er wie ein müdes Pferd, und auf einmal zog sich über ihm ein Gewölk zusammen, und als er oben auf der Höhe angelangt war, wurde es zappenduster um ihn herum. Kein Lüftchen ging mehr und der Bauer begriff, dass er schnell machen müsse, um noch trocken nach Hause zu kommen. Weit in der Ferne fing es schon leise an zu donnern. Der Himmel wurde in dieser Richtung zuerst graugelb und dann immer dunkler.

Der Bauer wusste, was das dumpfe Knattern am Horizont zu bedeuten hatte und das man in der Region nur das ‚bigochlige’s Schiesse vo Beefert‘ nannte! Ein ganzes Bataillon hatte einst, vor mehr als hundert Jahren,

aus reinem Mutwillen gegen den Himmel geschossen; und seither müssen diese Soldaten alle von Zeit zu Zeit wieder aus dem Grab herauf steigen, in Reih und Glied antreten und zur Strafe schiessen, wenn es denn anderes Wetter geben soll. So jedenfalls sagt man im oberen Baselbiet. Der Winterfinger selber hatte schon die älteren Leute davon erzählen hören und konnte sich deshalb einen Reim darauf machen und sich das ferne Knallen und Krosen erklären.

Es war ihm nicht ganz geheuer, doch trotz all seiner Eile musste er plötzlich stillstehen, denn oben aus dem Wald kam ein Rufen. Zuerst dachte der Bauer, es sei nur ein Vogel, der da krähe oder kreische, aber dann, als er aufmerksamer lauschte, hörte er den Ton wieder: Es musste also eine menschliche Stimme sein! Er vernahm ganz deutlich die Worte: „I cha nit abe – ich kann nicht herunter!“ Er horchte wieder und hörte erneut: „I cha nit abe!“ Vorsichtig spähte der Bauer durchs Holz und rief: „Wer ist denn da?“ Doch anstatt einer Antwort rief die unbekannte Stimme einfach weiter: „Ich cha nit abe!“, wobei das ‚aabe‘ immer gedehnter ertönte. Nun fing es ganz in der Nähe an zu blitzen und zu donnern, doch in den Donner mischte sich ständig dieselbe eindringliche Klage vom Hügel her ein: „I cha nit abe!“ Immer und immer wieder ertönte dieser Vers und dem Wintersinger gingen dabei langsam die Ohren über. Schliesslich verlor er seine Geduld und er schnauzte verärgert in den Wald zurück: „Se blib doch dobe - dann bleib doch einfach oben!“

Kaum waren diese Worte seinem Mund entschlüpft, da fuhr der Mann unter einem ohrenbetäubenden Donnerschlag zusammen. Der Blitz hatte keine zehn Meter von ihm entfernt in einen mächtigen Baum eingeschlagen und zugleich rauschte und tobte es in den Lüften wie ein wütendes Heer. Und dann brauste ein Sturmwind über die Anhöhe hinweg und der Regen peitschte ihm ins Gesicht, beinahe so hart wie Hagel, und in einer Art, wie sie der Bauer sein ganzes Leben lang noch nie erfahren hatte. Es war, wie wenn sie dort ‚oben‘ alles auf einmal auf ihn losgelassen hätten!

So schnell ihn seine Beine tragen konnten, machte er sich davon. Aber schon wenige Augenblicke später war kein trockener Faden mehr an seinem Leib, das Wasser gautschte nur so in seinen Schuhen. In Schweiß gebadet rannte er den Berg hinunter, als ob die ganze Hölle hinter ihm offen stünde; und er kam dann völlig erschöpft und triefnass nach Hause. „Herrjemeine, was ist denn mit dir passiert?“, fragte ihn seine Frau, als er in die Stube trat, „man könnte meinen, sie hätten dich in einen Brunnen trog geworfen. Es hat aber auch runter gemacht, so etwas habe ich mein Leben lang noch nie gesehen!“

Der Mann nickte nur und meinte: „Ich weiss, ich weiss; schon auf dem Hügel oben habe ich gehört, dass es runter wollte und nicht konnte. Es rief immer wieder: ‚I cha nit abe, i cha nit abe! Doch ein zweites Mal werde ich sicher nicht mehr ‚se blib doch dobe‘ rufen!“

Wenn sich das Wetter verändern will, so geraten alle Geister und Gespenster in Aufruhr. Die auffallend warme Luft, die dem Wintersinger schon am Morgen früh auf dem Hinweg um die Nase wehte, hätte ihm freilich sagen können, dass der Wettergeist etwas Besonderes vorhabe. Und dieser lässt sich nicht so leicht etwas vormachen, auch wenn er nicht immer gleich ‚abe‘ machen kann, wie er es eigentlich im Sinn hat.

5 DER RITTER VON SCHEIDEGG

[Eital / Kanton Baselland]

Zwei Burgen erhoben sich vor langer Zeit über dem lieblichen Eital, hingen als riesige Erker an zwei Berglehnen geschmiedet, boten sich gegenseitig die Stirn und bewachten die Gegend um den Giessenbach. Warum man heute nur noch Ruinen von den beiden ehemaligen Bollwerken sieht, das erzählt uns die Sage: Der Ritter von Scheidegg war der letzte einer Reihe von wilden Gesellen, denen kein guter Ruf auf ihren Wegen vorauseilte. Einer seiner Vorfahren soll seinem Nachbarn auf der Odenburg in missgünstiger Absicht einen Armbrustpfeil ins Herz geschossen haben, wurde deswegen in ein schwarzes Hündlein verwandelt und läuft heute noch unerlöst um die zerfallenen Mauern herum. Aus Rache bellt er nun jahrein, jahraus schlechtes Wetter herbei.

Der Letzte in der Reihe jener auf Scheideck war ein Haudegen wie er im Buche steht, ein strammer kräftiger Krieger und zugleich ein von allen gefürchteter Raubritter. Sowohl im Turnier als auch im Zweikampf gab es keinen, der seinen eisernen Armen widerstehen konnte, und so sanken zahllose Männer unter seinen Hieben und Streichen tot zu Boden. Die Burg, in welcher er residierte, stand mitten im Wald als sicherer Horst, von dem aus er ins Tal hinunter stossen und Beute auf seinen Raubzügen machen konnte. Kaum sichtete er den Tross eines Wagenzuges, so machte er sich mit seinen Getreuen auf, diese auszurauben. Waren keine Wagen in Sicht und es dauerte ihm zu lange, dann fiel er mit seinen Kumpanen in die umliegenden Dörfer ein, liess Brandpfeile auf die Strohdächer schiessen und erfreute sich am anschliessenden Feuerwerk.

Drüben auf der Odenburg ging es viel gesitteter zu und her. Da herrschte ein bescheidener Ritter, der seine Untertanen gut behandelte und schätzte und auch ein fairer Richter war. Sein tadelloser Ruf hatte ihm beim Volk den Namen ‚Ritter der Gerechtigkeit‘ eingetragen. Drei hübsche lie-

be Töchter begleiteten ihn jeweils, wenn er im Zwinger der Burg umher wanderte und ihnen Geschichten aus der alten Zeit erzählte. Oh wie hingen die drei jungen Frauen an seinen Lippen und lauschten den heldenhaften Taten. Berta, die jüngste des Trios, war sein ein und alles, das er hütete wie seinen Augapfel. Und genau auf diese holde Maid hatte es der Scheidecker Wüstling abgesehen. Er warb um sie, doch das edle Fräulein schauderte nur schon beim Gedanken daran, einem solchen Frevler zur Hand gehen zu müssen. Selbst wenn sie nicht derart gegen den Ritter der Burg Scheidegg eingestellt gewesen wäre, ihr Vater hätte eine solche Verbindung niemals gebilligt und lehnte deshalb den Antrag des Ritters rundweg ab.

Doch der Scheidegger war ein hinterlistiger Gegner, der nicht so schnell aufgab. Er liess die drei Schönen ununterbrochen ausspähen, lauerte ihnen auf und wusste bald, wohin sich die Frauen wandten, welche Wege sie gingen und was sie an schwülen Sommerabenden im Tal unten machten. Berta und ihre Schwestern hatten die Gewohnheit, sich wie unschuldige Nixen an den Ufern des Giessenbaches zu erfrischen. Sie legten dann jeweils ihre Kleider ab, kamen wie drei unschuldige Jungfrauen aus dem Gebüsch hervor, stiegen in das glatte Felsbecken und schwammen mit ihren schneeweissen Körpern im klaren Quell herum. Unschuldig war ihr Spiel, doch das nützte ihnen nichts, denn der Ritter von Scheidegg nutzte die Gunst der Stunde aus, sprengte auf seinem Rappen heran und packte die junge Berta. Er zog die Zappelnde auf sein Pferd und ritt mit ihr davon, seinem Raubnest zu.

Die vor Schreck totenbleichen älteren Schwestern rannten, so schnell sie konnten, nach Hause, um ihrem Vater die Kunde von der Entführung Bertas zu überbringen. Der Ritter von Oldenburg war ein besonnener Mann, aber eine solche Schandtat musste gerächt werden und es galt schliesslich auch, die Tochter aus den Händen des Wüstlings zu befreien. Sofort bot der Ritter seine treuesten und stärksten Männer auf, selbst die

beiden Schwestern zogen Rüstungen über und schlossen sich dem Trupp Bewaffneter an. Doch sie hatten nicht mit der Hinterlist des Scheideckers gerechnet und kamen deshalb nicht einmal bis an dessen Burgtor heran! Denn schon auf ihrem Hinweg, der steil bergan durch unwegsames Gelände führte, wurden sie von einem furchtbaren Steinhagel empfangen. Auch Pfeile, Speere und ganze Baumstämme prasselten auf ihre Harnische nieder. Wer nicht von einem Wurfgeschoss durchbohrt wurde, der fand sein Verderben unter einer tödlichen Ladung Gestein! Mann um Mann wurde dahin gemäht, auch der Ritter von Odenburg und seine beiden mit ihm angerückten Töchter fielen dem Hinterhalt des Raubmörders zum Opfer.

Der zarten Berta aber brach das Herz, als sie das Los der Ihrigen sah: Der Vater tot, die Schwestern umgebracht, die übrigen Männer erschlagen. Als der Ritter von Scheideck mit höhnischem Lächeln und Siegermiene im Gesicht in ihre Kammer stürzte, um sie sich zu Willen zu machen, lag sie tot in der Fensternische, den Dolch noch in der Hand, mit dem sie ihrem elenden Leben eine Ende gesetzt hatte, und schaute mit leerem, entseeltem Blick zur Burg des Vaters hinüber. Selbst der sonst so ruchlose und unempfindliche Scheidegger stand völlig erschüttert vor dem blassen, sogar im Tod noch wunderschönen Leichnam. Auf einmal lastete die Furcht vor der Strafe, die er für alle seine Schandtaten zu erwarten hatte, schwer auf seinem Gewissen. Er sprang auf sein Pferd, hetzte durch das Burgtor in den Wald hinein und kehrte nicht mehr in seinen Horst zurück. Am nächsten Morgen fanden ihn die Gesellen, die man ausgesandt hatte, um ihn zu suchen: Er hing leblos unter dem höchsten Ast der Wettertanne, an dem er sich erhängt hatte.

Als der damals regierende Kaiser von den Untaten des Raubritters hörte, liess er beide Burgen schleifen und dem Erdboden gleich machen. Nichts sollte in der Zukunft mehr an die grauenvollen Ereignisse im Eital erinnern. Und so konnte auch verhindert werden, dass umher streifende Wegelagerer die Burgen als Unterschlupf benutzen konnten.

Wer heute in verstaubten Archiven nach den Urkunden oder dem Stammbaum der beiden Rittergeschlechter sucht, tut dies vergeblich: Nirgends hat sich ein verblichener Namenszug von ihnen erhalten. Einzig die Trümmer der Burg Scheidegg und die hier schwarz auf weiss gedruckte Sage künden von dem blutigen Geschehen und den darin verwickelten Personen. Sie alle dürfen nur zu später nächtlicher Stunde aus ihren Grüften und Gräbern steigen und im kühlen Bach des Eitals, dem Giesesen, miteinander baden. Doch wenn dies geschieht, dann bricht sogleich wieder der Ritter auf seinem Ross durchs Gebüsch und raubt eines der edlen Fräuleins und die anderen erfüllen das Tal mit ihren Schreckens- und Hilferufen. Darauf geistert dumpfes Schlachtgetümmel durch den Wald, das erst abebbt, wenn unten im Dorf der erste Hahn den neuen Morgen ansagt, und alle Schatten und Schemen verschwinden ...

6 DIE SCHÖNSTE BLUME IM TAL

[Birseck / Kanton Baselland]

Vor langer Zeit, als auf den Burgen und Schlössern im Birsecker Baseltal noch überall stolze Ritter herrschten, die ihre Untertanen häufig bedrängten und bis aufs Blut plagten, stand unten im Tal etliche kleine Hütten mit Strohdächern. In einer von diesen wohnten – etwas abseits – Mechtild und Rudolf, das Küsterehepaar, mit Maria, ihrer Tochter, die man wegen ihrer lieblichen Art und ihrer feenhaften Erscheinung die schönste Blume des Dornachertales nannte. Mutter und Vater des hübschen Mädchens wachten unermüdlich über Maria, denn das Glück des lieben Kindes lag ihnen am Herzen. Mechtilds grösster Wunsch war es, die Tochter vor allem Bösen auf der Welt zu bewahren; Rudolf hingegen plante, Maria mit einem reichen und vornehmen Mann zu verheiraten.

Wenn ab und zu ein Edelfräulein von einer Burg ins Tal hinunterstieg und an seinem Haus vorbei ging, dann verglich Rudolf die schöne Dame mit seiner Tochter und fand diese jedes Mal viel schöner als das Burgfräulein. „He, Mechtild, was würdest du sagen, wenn unsere Maria auch so kostbare Kleider trüge?“, fragte er dann jeweils seine Frau. Doch die Mutter winkte ab und meinte: „Bescheidenheit ist die schönste Zier eines Kindes, Rudolf; das weisst du doch! Auch bei den Reichen und Vornehmen ist nicht alles Gold, was glänzt, merk dir das.“ Doch der Vater lachte nur und liess sich durch diese vernünftigen Reden seiner Gattin nicht überzeugen. Als Maria ihren siebzehnten Geburtstag feierte, wurden ihre Anmut und Schönheit im ganzen Tal gelobt. Eines Abends erschien ein stattlicher Jäger vor der Hütte ihrer Eltern und sagte zu Rudolf: „Mein Herr hat gehört, dass bei euch hier die schönsten Blumen des Tales wachsen und wünscht, dass ich ihm einen Strauss davon bringe.“ Der Vater fühlte sich von diesen Worten geschmeichelt und bat den Jäger, bei ihm einzutreten. Plötzlich stand er der jungen Maria gegenüber und rief voller Erstaunen aus: „Wo kommt denn dieses edle Fräulein her?“ Rudolf antwortete ganz

stolz: „Werter Herr Jäger, dies ist kein edles Burgfräulein, sondern Maria, meine einzige Tochter.“ Der Jäger rief verblüfft aus: „Eure Tochter, sagt ihr? Wenn ich auch nur der Jäger des Ritters von Birseck bin, dort oben habe ich schon viele schöne Damen gesehen; ein derart reizendes und anmutiges Wesen wie eure Tochter aber, ist mir dort noch nie begegnet!“ Diese voller Überzeugung ausgesprochenen Schmeicheleien gefielen dem Vater natürlich überaus gut. Selbst auf die sonst so besonnene Mutter verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Maria musste flugs einen Strauss mit farbenprächtigen Blumen richten und dem Jäger übergeben; dieser erhielt auch vom Vater persönlich die Erlaubnis, bald wieder in der Hütte vorzusprechen.

Der Jäger nutzte die ihm gewährte Gunst aus und besuchte die Familie eins ums andere Mal. Bei jeder seiner Visiten bewarb er sich um Marias Gunst, doch all seine Bemühungen blieben umsonst, denn das Herz der jungen Frau war bereits Beno, einem reichen Bauernsohn, versprochen. Dieser, ein wackerer Bursche, sah es gar nicht gern, wenn der Jäger die Familie im Tal unten besuchte. Doch Maria versicherte ihm, er habe nichts vom Jäger zu befürchten, denn sie verachte diesen zudringlichen Kerl, auch traue sie seinen glatten Worten keinen Atemzug lang. Darauf beruhigte sich Beno und erfreute sich an Marias Gesellschaft.

Der Jäger merkte, dass er hingehalten wurde, auch dass ihm die junge Frau je länger desto mehr aus dem Weg ging, und deshalb sagte er eines Tages zum Vater: „Meister Rudolf, hört mir gut zu: In Zukunft werde ich euer Haus nicht mehr betreten! Maria hin oder her, diese einfältige Göre hat sicher irgend so einen vierschrötigen Bauernlümmel im Sinn, der ihr den Kopf verdreht hat!“ Maria vergoss eine Menge Tränen, als sie diese unhöflichen Worte vernahm und der Vater war zornig und warf der Tochter vor, ihre Zukunft leichtfertig verscherzt zu haben. Die Mutter hörte dem Gezänk wortlos zu und wandte sich traurig ab.

Doch dann lief die Sache vollends aus dem Ruder, denn eines Abends

waren Mechtild und Maria alleine unterwegs; sie kamen gerade von einem Krankheitsbesuch in Mönchenstein zurück, als sie nahe bei Arlesheim plötzlich von einer Bande wilder Gesellen umstellt und überfallen wurden. Voller Angst flehten die beiden Frauen um Erbarmen, doch die Wegelagerer kannten keine Gnade: Maria wurde von groben Händen gepackt, man fesselte und knebelte sie, und steckte das arme Mädchen in einen grossen Kartoffelsack. Die Mutter wurde von den Bösewichten zu Boden geschlagen und anschliessend in eine Dornenhecke geworfen. Dort blieb sie bewusstlos liegen, bis ein durchziehender Wanderer sie zufällig fand, die Leute im Dorf alarmierte, die sofort herbei eilten und die arme Frau nach Hause trugen.

In Windeseile verbreitete sich die Nachricht von diesem Überfall durchs ganze Tal. Die jungen Leute, Handwerker und Bauern, schlossen sich zusammen, um die verschwundene Maria zu suchen, und die elenden Räuber zu ergreifen und zu züchtigen. Doch alle ihre Bemühungen waren vergebens, von dem armen Mädchen fand man nicht die geringste Spur. Als sie Rudolf und Mechtild diese Hiobsbotschaft überbrachten, herrschte in der kleinen Hütte zuerst grosses Klagegeschrei, danach quälende Stille.

Einige Wochen danach, spätabends, als die Eltern jegliche Hoffnung, ihre Tochter je wieder lebend zu sehen, eingebüsst hatten, brachte der junge Beno ihnen Maria wieder zurück. Sie sah bleich und abgemagert aus und erzählte, was mit ihr geschehen war: „Wie ihr sicher vermutet habt, liebe Eltern, schleppte man mich zu einer Burg hinauf. Vor Schreck hatte ich die Besinnung verloren und erst viele Stunden später wachte ich in einem finsternen Verlies wieder auf. Als ich langsam meine Augen öffnete, sah ich einen Mann mit seidenen Hosen und einem mit Federn geschmückten Barett vor mir stehen; ich erkannte sofort den Jäger, der uns früher so oft besucht hatte. Schamlos prahlte er damit, dass er die Wegelagerer zu meiner Entführung angestiftet hätte. Dann machte er einen Schritt auf

mich zu und nannte mich eine hochmütige Bauernmagd. Er sagte auch, ich sei völlig selber schuld, dass ich hier in diesem Kerker schmachten müsse, denn er sei kein gewöhnlicher Jäger, sondern in Tat und Wahrheit der Ritter Bodo von Ramstein; und einem solchen schlage man einen Wunsch nicht strafflos aus. Er fügte hinzu, weil ich ihn nicht erhört, sondern missachtet habe, müsse ich nun meine restlichen Tage in seinem Gefängnis verbringen.“

Die Eltern hörten ihrer Tochter gebannt zu. Maria strich sich die Haare aus der Stirn und sprach dann weiter: „Zuerst glaubte ich, dass meine Lage hoffnungslos sei. Stunden, Tage und Wochen vergingen, ohne dass sich etwas geändert hätte. Doch dann drang die warme Frühlingssonne jeden Tag für einige Zeit durch mein Kerkerfenster, ich hörte draussen die Vögel singen und sah, wie sie fröhlich in einem Gebüsch unmittelbar vor dem Verlies herum hüpften. Ich fasste wieder Mut und meine Sehnsucht nach Befreiung wurde erfüllt: Eines Morgens gelangte zufällig ein Hirtenknabe bis in die Nähe des Kerkers und setzte sich dort auf einen Stein. Ich sprach ihn an und erzählte ihm von meinem Unglück. Und ich bat ihn, dem Jungbauer Beno eine Nachricht zu überbringen. Der Hirtenjunge tat, wie ich ihn geheissen hatte, und tags darauf schlich Beno im Schutz der Dunkelheit bis vor mein Verlies. Zwei ganze Nächte lang brauchte er, um ein Loch ins morsche Gemäuer zu brechen, durch das ich dann schliesslich fliehen konnte.“

Gerührt nahmen Vater und Mutter ihre Tochter in die Arme und willigten auf der Stelle ein, dass Maria und Beno heiraten sollten. Als man nun in beiden Familien die Hochzeit vorbereitete, lief ein Gerücht durchs Tal, dass der Ritter Bodo von Ramstein ums Leben gekommen sei. Aus unbekanntem Gründen habe er eine schadhafte Stelle im unterirdischen Gewölbe der Burg Birseck ausbessern lassen. Als er nun diese Arbeiten beaufsichtigen wollte, sei ihm dabei ein mächtiger Stein auf den Kopf gefallen und habe ihn erschlagen. Wenige Tage später zeigte es sich, dass

dies kein Gerücht und auch kein leeres Gerede gewesen war: Denn als Beno mit seiner jungen Frau Maria, gefolgt von den Hochzeitsgästen, gerade aus der Kirche in Arlesheim trat, zog im selben Moment ein Trupp Reiter dort vorbei; es waren Untergebene des toten Ritters Bodo, die den Leichnam ihres Herren auf dem letzten Weg zur Familiengruft in der Burg Ramstein geleiteten.

7 DER BASILISK

[Basel / Kanton Basel-Stadt]

Eine alte Quelle gibt Folgendes an: „Ein schwarzer Hahn lebte sieben Jahre in einem Haus und legte dann ein Ei in den Pferdemit; daraus schlüpfte ein kleiner Basilisk. Das hat sich in Basel zugetragen und daher stammt der Name dieser Stadt.“

Zwar ist in den Basler Chroniken an mehr als einer Stelle von Basilisken die Rede. Doch der Glaube, die Stadt habe ihren Namen durch die Entdeckung eines solchen Wesens erhalten, beruht auf einem Irrtum, er leitet sich nämlich vom Lateinischen Basilius ab. Vermutlich lebte ein Römer mit diesem Namen vor Ort; die villa Basilis, übersetzt: das ‚Haus des Basilius‘, führte also möglicherweise zum Namen der Stadt. Auch wenn es uralte Berichte gibt, dass in Basel tatsächlich in grauer Vorzeit so ein Basilisk gefunden worden sein soll. Dieses Untier habe neben einer Quelle gelegen, der später zum Gerberbrunnen geworden ist, und welche damals in einer wilden Waldgegend, dem sogenannten Leimental, entsprang.

Laut einer Sage soll es Jahrhunderte später einem Scharfrichter mit Hilfe von viel Glück gelungen sein, das Auskriechen eines Basilisken in letzter Minute zu verhindern:

Kurz vor dem Laurentiustag anno 1474, also dem 10. August jenes Jahres, wurde auf dem Kohliberg in Basel vom Henker und seinen Knechten, von Bettlern und allerlei anderen Ehrlosen ein Hahn samt seinem Ei verbrannt, das dieser gelegt hatte. Der Erfahrung des Henkers war es zu verdanken, dass auch die drei noch im Hahn steckenden Eier entdeckt wurde, denn der Scharfrichter hatte ein ungutes Gefühl bei der Sache und das Untier kurz vor dem In-Brand-Stecken aufgeschnitten. Ein richterlicher Spruch hatte das Urteil verfügt und eine grosse Menge Menschen aus Stadt und Land verfolgte das Geschehen und allen Zeugen dieses Spekta-

kels fuhr ein riesiger Schreck in ihre Glieder. Denn von alters her glaubte man, dass aus einem solchen Ei, welches von einem siebenjährigen Hahn und einer Coluber genannten Schlange gezeugt und in Pferdemist ausgebrütet wird, ein Basilisk hervorkommen müsse. Andere sind der Meinung, dass dazu gar kein Hahn nötig sei, sondern allein die Sonnenhitze dasselbe bewirken könne. Dass ein solcher Basilisk ein Tier mit dem Kamm und den Flügeln eines Hahnes sowie dem Schweif einer Schlange ist, gilt allgemein als bekannt.

Obwohl ein solches Untier nie und nimmer an die Länge eines Lindwurms heranreicht – es misst höchstens einige Spannen – ist es dennoch scheusslicher und gefährlicher als das Drachenwesen, denn der blosse Blick eines Basilisken kann töten. Kein Wunder, denn der Strahl seiner Augen ist ungemein scharf und ätzend, so dass er selbst das härteste Gestein aufsprengen kann. Zum Glück besitzt das Untier diese Kraft nur bei Tageslicht. Wer also früher ein solches Geschöpf in seinem Keller hatte, musste diesen das ganze Jahr über verschlossen halten, damit ja kein Sonnenstrahl sich dort hinein verirren konnte.

Man erzählt auch, dass Gras oder Gebüsch, über das ein Basilisk hinweg geschritten ist – denn das Untier kriecht nicht wie eine Schlange, sondern geht hoch aufgerichtet daher – augenblicklich verdorrt und niemals mehr grünt. Eine noch furchtbarere Wirkung aber erzeugt sein Blut, was im Kampf von Mensch zu Tier genauestens beobachtet werden konnte: Wurde nämlich ein Basilisk von einer Lanze oder einem Speer durchbohrt, so vermochte das durch diese Waffen fließende Blut Ross und Reiter sofort ohne Weiteres umzubringen. Nicht umsonst heisst es im Volksmund von einem, der böse umherblickt: „Er macht ein Gesicht wie ein Basilisk.“

Um ein solches Untier unschädlich zu machen, gab es nur ein einziges Mittel: Man musste ihm bei Tageslicht einen Spiegel vorhalten, damit es sich selber darin in seiner ganzen Schrecklichkeit erblickte. Gelang dies,

ohne dass man von seinem Blick durchbohrt wurde, dann fiel der Basilisk um und war tot. Wie wunderbar aktuell eine solche Sage immer noch ist, beweisen die Szenen im ersten Band der Harry Potter-Reihe von Joanne K. Rowling, in denen ja bekanntlich ein grosser Basilisk sein Unwesen treibt und auch seine Opfer fordert!



Inhalt

1 DIE BRENNENDEN MÄNNER (AG)	3
2 DER BESTRAFTE GEIZHALS (AG)	7
3 DIE KUH IM SCHWEDENLAGER (AG)	10
4 DER WETTERGEIST (BL)	14
5 DER RITTER VON SCHEIDEGG (BL)	17
6 DIE SCHÖNSTE BLUME IM TAL (BL)	21
7 DER BASILISK (BS)	26
8 DAS FRANZOSENLOCH (BS)	29
9 DER ALTE SCHRANK (BS)	32
10 DIE KIRCHE VON MELTINGEN (SO)	35
11 DIE GELDTRÖGE DES DOLDERS (SO)	38
12 DIE SOLOTHURNER MORDNACHT (SO)	41
13 VOM SAUREN WEIN (SO)	44
14 VOM URSPRUNG DER DOLINEN (JU)	47
15 DIE DAME VON MILANDRE (JU)	51
16 HANSPETERS UHR (NE)	54
17 DER GEHEIMNISVOLLE KIRCHENBAU (NE)	58
18 VOM URSPRUNG DES SCHWARZSEES (FR)	61
19 DER FINGERRING (FR)	65
20 DER HINKENDE JOHANNES (FR)	69
21 DER STEIN VON MOËLLÉ (VD)	74
22 DER UNTERGANG VON PLAN NÉVÉ (VD)	79
23 DIE MÜHLE AN DER ARVE (GE)	83
24 DIE GESTOHLENE BRÜCKE (GE)	87
25 DER BERGDRACHE (VS)	92
26 DIE FEE VON EVOLÈNE (VS)	97
27 DIE GEISTER IM RATHAUS (VS)	101
28 DIE GRÄFIN ZU DEN TISCHEN (VS)	106
29 DER SCHLANGENREITER (BE)	110
30 DIE GRAUE FRAU (BE)	114

31 HOSEILER, DER KINDERSCHRECK (BE)	118
32 DAS MÄRENGITZI (BE)	122
33 DIE STRÄGGELE UND DER TÜRST (LU)	127
34 DIE PILATUSSAGE (LU)	131
35 DAS VERHEXTE SONNTAGSKIND (LU)	134
36 MELK, DER FINGERHAKLER (OW)	139
37 DIE HEXENHALFTER (OW)	142
38 DIE DREI SCHLAFENDEN BEFREIER (NW)	145
39 RUND UMS KLOSTER ENGELBERG (NW)	147
40 DER GESTOHLENE ALPKESSEL (UR)	150
41 DER BÜSSENDE KOSTVERGEUDER (UR)	153
42 DIE TEUFELSBRÜCKE (UR)	156
43 DER WIEDERKEHRENDE TOTE (TI)	160
44 DIE MADONNA DELLA FONTANA (TI)	163
45 DER DRACHE VON BRENO (TI)	166
46 DAS KIND VOM LAGO DI MUZZANO (TI)	169
47 DIE HEILIGE NACHT VON GRONO (TI)	173
48 DAS KREUZ AUF CAURGA (GR)	177
49 DER LETZTE RITTER VON HOHEN-RÄTIEN (GR)	181
50 DIE LEBENDIG GEWORDENE PUPPE (GR)	184
51 DIE RIESEN IM PRÄTTIGAU (GR)	189
52 DAS KNÖCHLEIN (GL)	194
53 VRENELIS GÄRTLI (GL)	198
54 DAS WASSERFRÄULEIN VON ZUG (ZG)	202
55 DIE RATSHERREN AUF DEM ALPLI (ZG)	206
56 DER GROSSE SCHELBERT (SZ)	209
57 PARACELTUS (SZ)	211
58 DIE KÖNIGIN DER KATZEN (SZ)	214
59 WIE BASCHI DAS GEIGENSPIEL LERNT (SG)	217
60 DER RIESE SÄNTIS (AI + AR)	222
61 DER BÖTZLER (AI)	225
62 ALRAUN, DIE ZAUBERPFLANZE (AI)	228

63 DAS FETZFRÄULI (SG)	231
64 DIE LEGENDE VON SANKT OTMAR (TG + SG)	235
65 DER STURZ DER RAMSWAG (SG)	238
66 DIE BRÜCKE VON BISCHOF SZELL (TG)	242
67 DIE ENTSTEHUNG VON FRAUENFELD (TG)	245
68 DAS KLEINE VOLK IM THURGAU (TG)	247
69 DIE MÄUSE VON GÜTTINGEN (TG)	250
70 DER HEXENSTEIN (SH)	253
71 DIE MUTTERGOTTES IM FELSENTAL (SH)	256
72 DER SCHMIED VON OBERWIESEN (SH)	259
73 DIE ROTE BUCHE (ZH)	263
74 DER ZWÖLFUHRSTEIN (ZH)	267
75 DIE ENTSTEHUNG DER WAGENBURG (ZH)	270
76 DER STEINMÜR LIACKER (ZH)	274
77 DER AUFGERICHTETE ZIEGEL (ZH)	278
78 DIE BÖSE SPINNE (ZH)	280
79 DIE BEIDEN BRÜDER (ZH)	284
80 DER SAND-BLÄSI (ZH)	288

